



Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Heften à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



— Nun reise ich schon seit fünf Stunden allein, und noch nicht das geringste Attentat auf meine Ehre . . . Wozu soll dann das Nothsignal?

Abu-Effendi.

Eine orientalische Geschichte. Von E. L.

I.

An einem Sonntag Nachmittag saßen mehrere wackere Mar-
seiller Bürger unter heiteren Gesprächen bei ihren Schop-
pen. Der feurige Rothwein löste die Zungen und Jeder hatte
was zu erzählen. Es war ausgemacht worden, daß nur Selbst-
erlebtes zum Besten gegeben werden dürfe und wie in den
guten alten Zeiten wurde für die beste Geschichte ein Preis
bestimmt. Der Preis war eine prächtige Meerschammpfeife mit
einer wunderschönen nackten Frauenfigur daran, welche der
Preisgewinner durch fleißiges Anrauchen alsbald zu einer abes-
synnischen Venus umgestalten sollte.

Man hatte schon mehrere Kriegs-, Liebes- und Jagdge-
schichten angehört, als der Kapitän Bergemol sich das Wort
erbat und folgendermaßen zu erzählen anhub:

Meine Geschichte ist weder kriegerisch noch ritterlich, meine
Freunde; sie ist einfach wie ich selbst und dennoch so unge-
wöhnlich, daß sie einer Stimmen sicherlich würdig ist.

Ich war vor drei Jahren in Konstantinopel und war-
tete, bis mein Schiff nach dem Piräus, nach Malta und
Marseille beladen wurde. Nachdem ich bis zum Ueberdruß die
große Straße von Pera auf und ab gewandert war, wo sich
dem Europäer, der Geld in der Tasche hat, so leichte Freuden
darbieten, wagte ich mich eines Tages in das alte Stadtviertel
von Kumi-Kapu, wo es, rings um die Hassan-Fontaine, unter
fühlen Säulengängen, zahlreiche Kaffeehäuser gibt, die gewöhn-
lich nur von Türken besucht werden. Nach einigen Besuchen in
einem dieser Kaffeehäuser machte ich mit einem jungen Türken
von freundlichem Benehmen Bekanntschaft, der während der
heißesten Stunden des Tages hier Zuflucht suchte, um seinen
Mokka zu schlürfen und seinen mit Opium gemengten Tabak
in unzähligen Zigarretten zu verdampfen. Mein Türke wurde
alsbald zutraulich und machte mir Mittheilungen aus seinem
Lebenslauf. Er nannte sich Abu-Effendi und war als Kind
am Gestade des Skutari-Sees von Piraten geraubt, nach
Klein-Asien entführt und eines Tages an einen mächtigen
Pascha verkauft worden, der ihn in der Eigenschaft eines Aus-
hilfs-Eunuchen seinem Haremsdienste zutheilte. Mein junger
Freund hatte in den Serails rasch seinen Weg gemacht, denn
er war jetzt Groß-Eunuch im Harem eines der mächtigsten
Würdenträger der Hohen Pforte.

Groß-Eunuch! Ihr könnt euch denken, wie meine Neu-
gierde erregt wurde und wie sehr ich bemüht war, mich bei
meinem neuen Freunde in Gunst zu setzen. Wie alle Euro-
päer empfand auch ich ein wahnsinniges Verlangen, hinter
diese geheimnißvollen Gitter einzudringen, hinter welchen in
den Abendstunden süßer Gesang, von Lautenklang begleitet,
hervordringt und wo reizende Geschöpfe vielleicht vergebens
nach dem Schnupftuch schmachten, welches der Gebieter, viel-
leicht von einer glücklicheren Rivalin zurückgehalten, ihnen so
selten zuwirft. Ich befragte meinen Freund, den Groß-Eunu-
chen über die Möglichkeit, die seiner Obhut anvertrauten
Houris — wenn auch nur verstoßen — zu sehen. Anfänglich

wehrete Abu-Effendi sehr energisch ab; er würde sich des Ver-
rathes und der Heiligthumschändung zugleich schuldig machen,
wenn er einen Christenbund in das Liebesheiligthum eines
Gläubigen einlassen wollte, und er verhehlte mir nicht, daß er,
wenn ich entdeckt würde, sicher enthauptet werden würde, wäh-
rend ich selbst im günstigsten Falle einer langen Kerkerstrafe
gewärtig sein müßte, vor der mich selbst die Vermittlung un-
seres Botschafters bei der Hohen Pforte nicht retten könnte.
Doch ich bin Gottlob! von Marseille und die Einwürfe Abu-
Effendi's dienten nur dazu, meine Begierde noch heftiger
anzufachen.

Endlich, eines Abends, zog mein Freund mich in den
dunkelsten Winkel unseres Kaffeehauses und sagte mir im
Flüsterton:

— Bist Du noch immer entschlossen, mit mir den Harem
Sr. Excellenz zu betreten?

— Mehr als je, mein Lieber! und es ist die höchste
Zeit, mich das Herrlichste sehen zu lassen, was Konstantinopel
zu bieten hat, denn morgen mit dem Frühesten Lichte ich die
Anker, selbst wenn es Pech und Schwefel regnen sollte.

— Es war mir bekannt, daß Deine Abfahrt nahe be-
vorstehe, sprach Abu-Effendi tiefenst; — so geschehe denn
Dein Wille. Mein Gebieter begibt sich heute Abend nach den
süßen Wassern, wo er von einem Sonnenuntergang bis zum
andern verweilen wird. Heute Nacht, wenn der Mond seine
Bahn durchlaufen hat, finde Dich an der Ecke des alten Fried-
hofes ein. . . Ich werde Dich abholen und Allah wolle uns
besüßigen. . .

— Ich werde zur Stelle sein und wenn Dein Allah
uns nicht beschützt, so gibt es einen Gott für die Marseiller
und für die Verliebten. . . und ich bin Beides! schloß ich
unter hellem Lachen, um die letzten Bedenken Abu-Effendi's
zu zerstreuen.

Doch der Groß-Eunuch fügte sogleich hinzu:

— Für Deinen Eintritt in den Harem stelle ich nur
eine Bedingung.

— Welche?

— Wenn wir denselben wieder verlassen. . .

— Bei Tagesanbruch?

— Vor Tagesanbruch. . . wirst Du mich auf Dein
Schiff mitnehmen; ich werde mich daselbst verbergen und wenn
Du die Anker lichterst, reise ich mit Dir.

Ich überlegte einen Augenblick. Ein geheimer Passagier
bedeutete eine schwere Verantwortlichkeit. Wenn ich entdeckt
würde, hätte ich Verfolgungen zu gewärtigen; aber ich konnte
mit gutem Gewissen den armen Türken nicht der Rache seines
Gebieters ausliefern. Ich versprach denn, ihn mitzunehmen.

Abu-Effendi dankte mir in warmen Worten und ging
in seinen Geständnissen so weit, daß er mir mittheilte, er habe
mich in sehr vortheilhaften Zügen einer der reizendsten Oda-
listen des Harems geschildert, welche den süßen Namen „Ho-
nigstrahl“ führt. Er zweifelte nicht, daß ich die Dame mit
dem saftigen Namen sehr bald erobern würde.

II.

Zur verabredeten Stunde fand ich mich an der Ecke des
alten Friedhofes ein und auch Abu-Effendi ließ nicht lange

auf sich warten. Er faßte mich bei der Hand und führte mich rasch durch eine Menge krummer Gassen bis zu einer niedrigen Thüre, zu der er den Schlüssel besaß. Wir stiegen eine schmale, mit einem dicken Teppich belegte Treppe empor; eine Thür ging auf und mein Führer ließ mich in einen kleinen Salon eintreten, der mit Stoffen in hellen Farben belegt und durch eine an einer Goldkette hängende Ampel erhellt war.

— Wo ist Honigstrahl? fragte ich Abu Effendi.

— Sie wird sogleich erscheinen. Nur kein Geräusch! . . .

Einige Augenblicke später öffnete sich eine Vorhangthüre und es erschien eine junge, hübsche, pampbäckige Türkin in dem bekannten Zuaven-Kostüm, mit Goldmünzen reichlich behängt.

Honigstrahl musterte mich mit einer Neugierde, die mich umso mehr verwirrte, als ich nicht recht wußte, wie ich die Unterhaltung mit ihr beginnen sollte. Doch plötzlich warf sie sich mir zu Füßen, ergriff einen Zipfel meines Ueberrockes, führte ihn inbrünstig an die Lippen und nannte mich ihren Vater.

Ein seltsames Vorspiel zu dem Liebesgesang, den ich zu hören hoffte! Mir war Das zu orientalisch! Ich wandte mich denn zu Abu Effendi, der in einem Winkel stand, und befragte ihn mit dem Blick.

Da sagte er mit einer metallisch klingenden Stimme, die an der Eignung zu seinem Berufe schier Zweifel aufkommen ließ:

— Sie fleht Dich an, sie mit mir auf Deinem Schiffe mitzunehmen.

— Unmöglich! erwiderte ich. Die Schiffahrts-Vorschriften verbieten Dies ausdrücklich. Bei Dir, Abu Effendi, will ich eine Ausnahme machen, aber bei Honigstrahl ist's unmöglich! Verlangt Dies nicht von mir! . . . Einen Mann im Geheimen mitnehmen, das geht noch an . . . aber eine Frau niemals! . . .

— Und wenn's ein Mann wäre, würdest Du ihn mitnehmen? fragte Abu Effendi, indem er auf Honigstrahl zeigte, die mich sanft zum Divan zog.

Unter dem Eindrucke der entgegenkommenden Liebesjongen Honigstrahls erwiderte ich:

— Wenn's ein Mann ist, ja; aber Honigstrahl ist ein Weib! . . .

Da hörte ich, wie Abu Effendi einige für mich unverständliche Worte murmelte, worauf Honigstrahl sich meinem Armen entwand und sich unter die Ampel stellte; auf ein weiteres Zeichen Abu Effendi's streifte sie im Nu ihre Kleidung ab und stand jetzt in vollständigster Nacktheit vor mir.

— Du hast Dein Wort gegeben, sprach Abu Effendi zu mir in feierlichem Tone, und mußt Honigstrahl mitnehmen; denn wie Du siehst, ist Honigstrahl ein Mann.

In der That: ich hatte versprochen und mußte mich fügen. Vor Tagesanbruch verließen wir den Harem und ich schiffte Honigstrahl und den Eunuchen ein, indem ich meine Neugierde verfluchte.

III.

Die Reise ging ohne Zwischenfall von Statten. Honigstrahl war von griechischer Abstammung und ließ sich deshalb im Piräus ans Land setzen, was ich mit Vergnügen that. Abu Effendi hingegen nahm ich nach Marseille mit. Ich hatte ihm seine List verziehen und wir waren die besten Freunde,

als mein Schiff im Hafen von Marseille eintraf. Der Eunuch wollte er eine Anstellung als Dolmetsch suchen und ich bot ihm für die erste Zeit Gastfreundschaft in meinem Hause. Während der vielen Geschäftsgänge, die ich in den Tagen nach meiner Heimkehr zu machen hatte, ließ ich ihn allein mit meiner Frau. Obgleich diese noch eine begehrenswerthe Dame war und ein kleinwenig kokett, so hatte ich doch kein Bedenken. Mein Gott, bei einem Eunuchen! . . .

Und doch hätte mein Harems-Abenteuer mich gegen diesen verdammten Türken mißtrauisch machen sollen. Ach, meine Freunde! als ich eines Tages früher als sonst vom Hafen heimkam, ward mir ein Anblick zutheil, der mir über Abu Effendi's Eignung zum Eunuchen — gar keinen Zweifel mehr übrig ließ. Ich eilte fort, um den Polizeikommissär zu holen, doch als ich wiederkam, fand ich das Nest leer. Meine Frau war mit dem schuftigen Türken durchgegangen. Auf dem Tische aber lag eine Visitenkarte mit einer eingebogenen Ecke und der Inschrift



Ach, meine Freunde! traut den Konstantinopler Harems nicht! die Weiber daselbst sind keine Weiber, die Eunuchen hingegen sind Männer.

— Dein ist der Preis! erklärte der Vorsitzende, indem er die Venus von Meerschaum dem Kapitän Bergemol reichte, der sie unter den Glückwünschen Aller und vor Vergnügen erröthend in Empfang nahm.

Herbitgedanken.

Ein schönes Weib ist wie die Sonne — sie geht nicht auf, um von Einem, sondern von Allen bewundert zu werden.

*

Manche Weiberzunge vermag in einer Stunde mehr zu sprechen, als ein Manneshirn in einem Tag zu denken.

*

Die Liebe manchen Weibes ist nur Treibhauswärme.

*

Der Geliebte wird immer eher der Treue werth gehalten als der Gatte.

*

Wenn ein Mann von Welt von einer schönen Frau auch einen Korb bekommt, so wird er doch das Geschlecht desselben loben.

*

Die längsten und hartnäckigsten Kriege sind die ehelichen.

*

Ein Weib recht verstehen ist oft nur Glückssache.

*

Sei eine Frau in allen Beziehungen eine Göttin, in der Liebe wird sie sich immer sterblich erweisen.

*

Manche Frauen sind wie Landstraßen ohne Meilenzeiger ; man weiß nie, wann man ans Ziel gelangt.

*

Das erste Präsent, welches der liebe Gott dem Weibe nach dem Manne machte, war jedenfalls der Spiegel.

*

Die Männer wissen ihre Eitelkeit weit weniger zu verbergen als die Frauen.

GW—r.

Ein guter Rathgeber.

Von Armand Silvestre.

I.

Nicht leicht war ein so unschuldiges Geschöpf zu finden wie Irene, die Tochter des Herrn La Moule-Beyssière, deren Geschichte ich heute erzähle. Sie war aber auch von ausgezeichneten, adeligen Eltern erzogen worden, die nur ein wenig bornirt und von überlebten Vorurtheilen durchtränkt waren. Unter dem Vorwande, daß einem seiner Ahnen in den Kreuzzügen von einem Sarazenen ein Pfeil in den Hintern geschossen worden war, verweigerte dieser adelsstolze La Moule-Beyssière die Hand seiner Tochter einem Bürgerlichen, und wäre dieser noch so reich gewesen, obgleich er selbst nicht einen Sou besaß. Und dies war umso beklagenswerther, als ein bürgerlicher Kaufmann in Irene zum Sterben verliebt war ; ein junger, hübscher, wohlgebauter, reicher Junge und dabei fast ebenso naiv wie die Freundin seines Herzens, was in der Ehe fast immer ein glückliches beisammenleben verbürgt. Es schien denn zwischen den beiden Verliebten Alles vortrefflich zu klappen und es war ein rechter Jammer, daß ein so sicheres Glück durch alberne Grollen gestört werden sollte.

Ich vergaß zu sagen, daß der Dreier Octave Bichon hieß und daß keiner seiner Vorfahren bei den Kreuzzügen mit dabei war

Und nun habe ich dem gütigen Leser noch eine Person dieser kleinen Komödie vorzustellen : den vortrefflichen Putois, Sohn des Hansintendanten des letzten La Moule-Beyssière, der noch einiges Vermögen besessen hatte. Die gegenwärtigen Träger dieses großen Namens behandelten Putois sehr von oben herab, doch besaß er ihr volles Vertrauen und besonders dasjenige Irene's. Ein drolliger Kerl, dieser Putois ! Obgleich er seine vollen Fünffzig auf dem Rücken hatte, war dieser Rücken breit und fest, der ganze Mensch noch stramm und solid, voll Kraft und Saft, die Haare noch kaum ergrauend. Er gab sich als gutmüthigen Jungen, war aber listig wie ein Affe. Obgleich er sein bestimmtes Urtheil über die Abkömmlinge seiner ehemaligen Gebieter hatte, verbarg er dennoch seine vollkommene Verachtung gegen dieselben unter einem Scheine von Respekt und Höflichkeit.

Diesem Putois also, den ich zur Gemüge geschildert zu haben glaube, vertraute Irene den Kummer ihres Herzens. Und er sagte ihr einige Trostesworte, die ihr Herz ein wenig trösteten. Hoffte er etwa, ihre Eltern zu neuen Ideen zu bekehren ? Dies glaubte Irene selbst nicht. Aber man leiht doch Trostesworten gern Gehör, besonders wenn man unglücklich verliebt ist.

II.

Der vortreffliche Putois, der einen Groll gegen den Adel und dessen Hochmuth hatte, trieb seine Gefälligkeit für Irene so weit, daß er ihre Zusammenkünfte mit Octave Bichon begünstigte. Bei der völligen Unverdorbenheit der beiden Kinder waren übrigens diese Zusammenkünfte ganz ungefährlich. Sie senkten um die Wette und beklagten ihr trauriges Geschick. Sicherlich hätten sie ihre Zeit besser nützen können ; allein Putois selbst empfahl ihnen Klugheit und unschlich beobachtend das Gebüsch, wo sie ihre Rendezvous hatten.

An einem schönen, würrigen Sommerabend kam nun Irene freudestrahlend nach dem wohlbekanntem, lauschigen Plätzchen und kündete dem entzückten Octave :

— Mein süßer Freund ! Papa hat eingewilligt . . .

Er wollte sie nun mit Fragen bestürmen, doch sie bat ihn, für den Augenblick nichts mehr zu fragen. Er möge sich auf einen frostigen, vielleicht groben Empfang bei ihrem Vater gefaßt machen ; aber was verschlägt's, wenn sie um diesen Preis sich ihr Glück erkaufen ?

Und in der That, als am nächsten Morgen Octave erschien, um in feierlicher Weise um die Hand Irene's anzuhalten, hielt ihm Herr La Moule-Beyssière roth vor Zorn folgende, wenig diplomatische Anrede :

— Junger Vengel ! ich schmeiße Ihnen die Hand meiner Tochter hin, weil ich nicht anders kann. Doch wissen Sie, daß ich mich durch die Verbindung mit Ihnen durchaus entehrt fühle und daß ich Ihnen verbiete, jemals einen Fuß in mein Haus zu setzen. Machen Sie, daß Sie fortkommen, elender Ehrenräuber, schmutziger Galgenstrick !

— Ich werde einen Schwiegervater haben, der nicht gerade ein Muster der Höflichkeit ist, sagte sich Octave, als er draußen war ; — aber ich werde die Geliebte meines Herzens zur Frau haben und Das ist die Hauptsache. Ich werde doch nicht mit ihm, sondern mit ihr schlafen.

Er erzählte Irene's jauchzend den unverhofften Erfolg seines Schrittes bei ihrem Vater und schloß mit der Frage :

— Wer, meine Theure, hat Dir das Mittel an die Hand gegeben, den Widerstand Deines Vaters zu besiegen ? Irene erhob begeistert die Augen zum Himmel und flüsterte selig :

— Dieser vortreffliche Putois !

III.

Der letzte Becher ist geleert, der letzte schlechte Wit ist überstanden und die letzten Klänge des Hochzeitswalzers sind verklungen. Die beiden Neuvermählten sind endlich allein im bräutlichen Gemache. Octave kniet vor Irene, die noch in ihre weißen Brautgewänder gehüllt ist und in züchtiger Schamigkeit die holden Blicke auf den Geliebten senkt. Dieser faßt ihre anbetungswürdigen Händchen und fragt im Tone zärtlicher Neugierde :

— Willst Du mir endlich die Worte erzählen, Vielgeliebte, welche Du auf den Rath des alten Freundes Cures Hauses zu Deinem Vater gesprochen und mit welchen Du seine Einwilligung zu unserer Vermählung erlangt hast ?

Und sie erwiderte ganz einfach, ohne Erröthen und ohne Ziererei, als wäre es die einfachste Sache von der Welt :

Kinderfragen.



— Wie, liebe Frau? Du überraschest mich bei meiner Heimkehr wieder mit einem Kleinen? Wenn Das so fortlehrt, werde ich keine Geschäftsreise mehr zu unternehmen wagen!



Die Mama: Ich bin gefeilt gegen Ihre verführerischen Worte; Elschen ist meine Tugendwächterin.
Elschen: Mama, wo hast Du denn Deine Tugend?

— Ich sagte Papa, daß ich schwanger sei und da hat er sofort seine Einwilligung gegeben, doch nicht ohne mir vorher seinen Fluch zuzuschleudern.

Octave bewunderte ebenso die Schönheit und Originalität dieser Idee, wie die köstliche Unschuld dieses Kindes, das den Sinn dieser Worte nicht zu verstehen schien, und er rief begeistert aus:

— Dieser vortreffliche Putois!

Und dann begann er, wohl schon etwas kühner geworden, aber noch immer schüchtern, ganz sachte seine Frau zu entkleiden. Nachdem er ihre rosigen Füßchen der weißseidenen Schuhe entledigt hatte, wagte er sich zu Höherem und begann das Leibchen aufzuestelen. Doch in dem Maße, als er abwärts stieg, ward der Widerstand immer stärker und stärker und über den Bauch spannte der Stoff sich so straff, daß er seine liebe junge Frau bitten mußte, ihm zu helfen. Und so befreiten sie denn mit vereinten Kräften ein hübsches Bündlein, das aus seinem Behältnisse mit dem Ungestüm eines frisch gefüllten Ballons hervordrang.

Zrene stand jetzt in der Unverhülltheit ihrer Formen vor dem jungen Gatten, der sie sprachlos anstarrte. Ein Zweifel war nicht möglich. Zrene hatte nicht gelogen; sie war in der That schwanger, mindestens im fünften Monate.



— Unglückliche! rief Octave schmerzlich aus, — wer hat Dich in diesen Zustand versetzt?

Indem sie sich mit einem gewissen Stolze betrachtete, erwiderte sie in dem nämlichen unschuldsvollen Tone wie vorhin:

— Dieser vortreffliche Putois!

Sie schrieb!

Ich liebte das Fräulein wie selten ein's
Zu allen vier Jahreszeiten —
Ihr Haar war echt in der Welt des Schein's
Und glänzte wie Gold vom Weiten.

Sie schwärmte für Cigarretten-Rauch
Und hatte so schöne Möbel,
Sie liebte meine Gedichte auch,
Den süßen, lyrischen Pöbel.

Sie machte mir den Abschied schwer,
Sie schrieb kalt-höflich — gemessen,
Sie schrieb mit derselben Tinte, in der
Ich Zeit meines Lebens gessen!

Ignaz Pauer.

Der Doktor.

Blueske von Hermann Grabert.

Personen.

Die Baronin Flitten: Keppige Brünette mit sinnlich schwellenden Lippen, kleiner Nase, etwas niedriger Stirn und verschleierten, doch feurigblitzenden Augen. Dreißig Jahre alt.

Der Doktor: Spezialarzt für Welt Damen. Vierzig Jahre alt.

Das Schlafzimmer der Baronin am Vormittag nach einem Valle (dreistündiger Cotillon).

Die Baronin. Zehn Uhr, und der Doktor kommt noch immer nicht. — Ich habe große Lust, aufzustehen —

dann wird er aber sagen, ich sei gar nicht krank. (Man läutet.) Ah, da ist er ja!

Der Doktor (die Thür halb öffnend). Darf ich herein?

Die Baronin. Sie dürfen — bitte, Platz zu nehmen. — (Schreiend.) Nein, nicht auf den Hautenil, Sie würden Boy, das arme Thierchen ersticken, zermalmen — nein, nicht auf diesen Stuhl — den Hut hat man mir vorhin erst gebracht — bitte, setzen Sie sich doch!

Der Doktor. Gern. Aber wohin?

Die Baronin (sich in ihrem Bett zusammenkauern). Hier, auf den Rand — so! — Doktor, ich bin seit einigen Tagen sehr krank.

Der Doktor. Was fehlt Ihnen denn?

Die Baronin. Ja, das sollen Sie mir eben sagen. — Haben Sie „Lüge und Wahrheit“ gelesen? Was halten Sie davon? Ich für meinen Theil begreife nicht, wie man schwarze Korsets tragen kann. — Und Sie?

Der Doktor. Ich sehe die Frauen lieber ohne Korset.

Die Baronin. O!

Der Doktor. Uebrigens bringen die Korsets mir durchschnittlich zwanzigtausend Mark ein.

Die Baronin. Sie sind wohl bei einer Korsetfabrik theilhaftig?

Der Doktor. Nicht doch! Verdauungschwächen, Magenkrämpfe, Krebschäden —

Die Baronin. So, so! — Aber was fehlt mir nun?

Der Doktor. Haben Sie Appetit?

Die Baronin. Ich kann nur sagen, daß meine Nase roth wird.

Der Doktor. Vielleicht trinken Sie zuviel Sekt?

Die Baronin. Zuviel Sekt? Ah, wo denken Sie hin?

Der Doktor. Dann Hummern mit Remoulade — italienische Salate —

Die Baronin (die Augen zum Himmel erhebend). Ich? — O!

Der Doktor. Sie werden noch kugelrund mit der Zeit. (Sich bückend.) Was ist das? — Ihr Pantoffel — so ein Hüßchen haben Sie?

Die Baronin. Ich habe sogar deren zwei —

Der Doktor. Ah? — Sie sollten nur schwarzes Fleisch essen —

Die Baronin. Um mir die Zähne schwarz zu machen — danke schön! — Was verstehen Sie denn unter schwarzem Fleische?

Der Doktor. Fleisch vom Hasen, Wildschwein, von Schnepfen —

Die Baronin. Ei, das ist ja gar nicht übel, all das, gut zubereitet — mit pikanten Saucen.

Der Doktor. Nichts da! — Ohne Saucen — sonst werden Sie kugelrund —

Die Baronin. Wozu sind Sie Arzt, wenn Sie nicht verhindern können, daß ich immer stärker werde?

Der Doktor (sein Stethoskop hervorholend.) Sie erlauben wohl?

Die Baronin. Niemals — ich bin so figelig —

Der Doktor. Na, und ich erst!

Die Baronin. Unverbesserlicher! — Doch ernsthaft gesprochen! — Was verordnen Sie mir?

Der Doktor (mit seinem Barte spielend). Hu, hu. — Kneten des Körpers —

Die Baronin. Die Schwester unserer Köchin soll das können.

Der Doktor. Nein — nein — ein sachverständiges Kneten — Sie haben eine zu zarte Haut, um sich rohen Händen anzuvertrauen. — Kommen Sie morgen in meine Sprechstunde, dann reden wir weiter davon.

Die Baronin. Und mein Mann?

Der Doktor. Ah, ja richtig! (Bei Seite.) 's ist doch femlich, daß die Frauen stets ihres Gatten gedenken, wenn sie Lust haben, ihm einen Streich zu spielen. (Laut.) Bringen Sie Ihren Herrn Gemahl nur mit!

Die Baronin. O! — Sie spaßen.

Der Doktor. Ja, bewahre — wir lassen ihn draußen!



Böshaft.

Fräulein Ella sitzt im Coupé 2. Klasse und rückt unruhig auf dem gepolsterten Sitz hin und her. Ein kleiner Bösewicht plagt augenscheinlich ihren schönen Körper. Plötzlich — sei es nun durch die vielen Bewegungen, oder mochte sie ihren zarten Magen überladen haben — läßt sie einen Ton vernehmen, mit dem man in der guten Welt am liebsten allein zu sein pflegt. Dies ist hier aber nicht der Fall. Ihr gegenüber sitzt ein junger Stuger, der fein lächelt. Ella's reizendes Gesichtchen überzieht eine dunkle Schamröthe. — „Sie haben ganz recht, mein Fräulein!“ beginnt plötzlich der Fant — „wenn Sie ihn nicht fangen können, schießen Sie ihn wenigstens todt!“

*

Theatralia.

Souffleur: „Es liegen große Haufen Soldaten vor der Burg — Ihr könnt nicht durch.“

Schauspieler (Anfänger): „Es liegen große Haufen vor der Burg, Alles von Soldaten.“

*

Souffleur: „Auf den Himmel muß man bauen“ —

Schauspieler: „Auf den Himmel muß man hauen“ —

*

Erster Schauspieler: „Diese Kowalska ist wirklich ein schlaues Weib!“

Zweiter Schauspieler: „Wieso denn?“

Erster Schauspieler: „In jedem Engagement fängt sie mit dem Direktor ein Verhältniß an und kommt auf diese Weise immer zu ihrer Gage.“

Gw - r.

Toni!

Der laute Markt! — Die Blumentoni ringt
Am's liebe Brod und ruft: Verkauf! Verkauf
Der letzten Blumen! Leute hemmt den Lauf,
Daß euch der Scheidegruß zum Herzen dringt!

Wenn öd' der Hain, im Wald kein Vogel singt,
Und dürres Laub am Boden liegt zu Hauf,
Hält euch kein Ruf des Blumenmädchens auf:
Die Blumen welken und der Ruf verklingt.

Dann lißt gebückt die Toni in dem Stübchen
Und näht und strickt für kargen Tagelohn,
Zu ihren Füßen spielt ein munt'res Bübchen.

Des Knaben Vater ist ein Herr Baron;
Er liebte Tonis Blumen, Tonis Grübchen
Im Tenz nur. — Rasch ist der Tenz entflohn!

Hermann Beyer.

Die schöne Luciole. (9)

Roman von Charles Aubert.

Zweiter Theil.

Der Mann mit den Millionen.

I.

Eine unangenehme Begegnung.

Der Baron Firminy hatte sich, wie wir in der Folge sehen werden, durch eine vortheilhafte Heirath bereichert. Sein Bruder Justin jedoch war ein armer Teufel geblieben. Dies war ein Mann von 45 Jahren, mit süßlichen, einschmeichelnden Manieren. Zu träge, um sein Leben durch ehrliche Arbeit zu fristen, war er, nachdem er von Schelmenreich zu Schelmenreich gesunken und sich mit aller Schmach bedeckt hatte, Obmann einer Spielhöhle geworden, welche sich den anständigen Namen eines „Cercle“ (Klub) beilegte. „Chevalier von Firminy, Präsident“ — Das hatte in den Ohren der Klubmitglieder einen guten Klang. Im Tausch für seinen Namen, den er herlich, bezog er vom Klub ein kleines Monatsgehalt und hatte daselbst auch Freitisch; indem er von Zeit zu Zeit den glücklichen Spielern ein Zehnfrancs-Stück entlehnte, sicherte er sich überdies eine kleine Zulage.

Natürlich war Justin reaktionär und clerikal gesinnt.

Dank der Sorgfalt, mit der er seinen äußern Menschen pflegte, schien Justin jünger zu sein, als er in Wirklichkeit war und konnte noch für einen angenehmen Cavalier gelten;

durch sein speckelckerisches Gebahren und sein honigsüßes Lächeln erwarb er sich Ansehen bei schwachköpfigen und naiven Menschen, deren es in der Welt noch immer genug gibt.

Allein, wenn man ihn etwas genauer prüfte, merkte man alsbald, daß die Einzelheiten der Physiognomie den süßlichen Eindruck des Ganzen und seiner Manieren Lügen strafte. List und Verschlagenheit drückten sich in seinen schwarzen Augen aus; die glatt ausliegenden, schwarzen Haare bedeckten eine zurückweichende, dreiste Stirne; die breiten Wangen und die starken Kinnladen verriethen Zähigkeit und Grausamkeit; die dichten Augenbrauen endlich und die starken Lippen zeugten von einem sehr sinnlichen, begehrlischen Temperament.

Justin von Firminy hatte nicht geheirathet, weil er nicht eine Frau liebte, sondern alle Frauen, und weil er keine Gelegenheit gehabt, eine reiche Heirath zu machen.

Mehrere Monate nach den eben erzählten Ereignissen erging sich Justin von Firminy an einem Juli-Abende, gegen 7 Uhr, auf dem Boulevard Saint-Denis. In seinen Mienen spiegelte sich die Zufriedenheit eines Mannes, der mit gutem Appetit gespeist hat und er schien mit einem gewissen Vergnügen die jungen Arbeiterinnen zu betrachten, die aus den Werkstätten kamen und schleunig heimzukehren trachteten.

Justin hatte an diesem Tage einen Brief von seinem Bruder, dem Baron, erhalten, in welchem dieser ihn bat, sich um halb acht Uhr Abends in einem bestimmten Boulevard-Kaffeehause einzufinden, weil er ihm eine dringliche Mittheilung zu machen habe.

— Was zum Teufel kann mein lieber Bruder mir zu sagen haben? fragte sich Justin. Es muß schon eine ernste Sache sein, weil er an mich gedacht hat.

Die beiden Brüder sahen einander in der That nur selten.

Justin, der stets ein sehr abenteuerliches Leben geführt, hatte sich oft um Geld an den Baron gewendet; dieser war aber geizig und habüchtig und wies dem Bruder bald die Thüre. Seither hatten Justin und Georges sich von einander fern gehalten.

Und darum war es begreiflich, daß der Chevalier durch dieses Rendezvous neugierig gemacht ward.

Als er sich dem Faubourg-Montmartre näherte, ward seine Aufmerksamkeit durch eine bizarre Persönlichkeit gefesselt, welche die Blicke aller Passanten auf sich lenkte.

Der Mann schien sehr alt und trug einen sehr langen, schwarzen Ueberrock, auf welchem die Zeit gleichsam rothe Reflexe zurückgelassen hatte; die Füße stakten in Stiefeln, deren Schäfte bis an die Kniee reichten; auf seinem Kopfe saß eine Pelzmütze von unbestimmbarer Form. Was ihn aber hauptsächlich auffällig machte, das war die gelbe Farbe seiner Haut, welche die warmen und glänzenden Töne neuen Kupfers hatte, und überdies die ungewöhnliche Länge des Bartes, der in schneeiger Weiße, gleich silberschimmernder Wolle, auf seine Brust herabwallte.

Dieser phantastisch aussehende Greis, der einem in unsere zivilisirte Welt verschlagenen Zauberer aus dem Mittelalter gleich, ging geradeaus vor sich hin, ohne alldem, was ihn umgab, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Justin betrachtete den Greis neugierig und als derselbe an ihm vorbeikam, rief er plötzlich aus:

— Nein, ich täusche mich nicht! . . . Ich habe ihn wohl erkannt . . . Es ist der Graf von Pyméras!

Schon machte er eine Bewegung, um dieser seltsamen Persönlichkeit zu folgen, als er sich plötzlich am Arme festgehalten fühlte.

— Endlich finde ich Sie! sprach eine Stimme, die hell und melodios an Justins Ohr drang.

Dieser wandte sich um.

— Diane! rief er überrascht und verlegen zugleich.

Diesjenige, die ihn angeredet hatte, war eine hübsche, schlauke Brünnette mit regelmäßigen Zügen.

Dieses Mädchen, das sehr ärmlich gekleidet war, hatte in ihren Mienen einen leidenden Ausdruck, der Sympathie erregte. Ihre rothen, feuchten Augen verriethen, daß sie eben geweint hatte.

— Ja, ich bins, sprach sie sehr rasch und mit zitternder Stimme. Ich komme aus Ihrer Wohnung . . . Sie waren nicht zuhause . . . Ich suche Sie seit heute Morgens.

Trotz aller Anstrengungen gelang es Justin nicht, den Aerger zu verbergen, den ihm diese Begegnung verursachte.

— Was gibt es denn, liebe Freundin? fragte er. Sie scheinen sehr erregt zu sein.

— Was es gibt? Sie hätten es voraussehen sollen! . . . Ich fühle mich Mutter. Es ist mir nicht länger möglich, meinen Fehltritt zu verbergen. Die Frau, bei der ich arbeitete, hat die Sache bemerkt und mir soeben den Abschied gegeben.

Das Mädchen barg das Gesicht in den Händen und ein schmerzliches Schluchzen entrang sich ihrer Brust.

Justin führte sie auf den Boulevard, hinter einen Zeitungs-Kiosk.

— Weinen Sie doch nicht hier auf der Straße! Die Leute werden zusammenlaufen . . .

— Oh Justin! rief Diane, ihn an den Händen fassend; ich habe Vertrauen zu Dir; nimm mich mit Dir, verlaß mich nicht! . . .

— Ich kann noch nicht . . .

— Du kannst nicht? . . . Du kannst mir nicht einen Zufluchtsort bieten? . . . Was soll dann aus mir werden? wohin soll ich gehen?

— Hast Du mir nicht gesagt, Dein Vater sei nach Paris zurückgekehrt?

— Wie soll ich in diesem Zustande vor ihm erscheinen? . . . Er würde mich tödten. Lieber werfe ich mich in die Seine, als ihm meine Schande zu gestehen. Oh, mein Gott! Liebst Du mich denn nicht mehr?

— Doch, doch! aber . . .

— Nun so komm! führe mich zu meinem Vater. Er wird zuerst zürnen; aber wenn er erfährt, daß Du mich zur Frau nehmen willst, wird er vergeben.

Justin fuhr sich verlegen mit der Hand über die Stirne und schwieg.

Von tödtlicher Angst gefoltet fuhr Diane mit veränderter Stimme fort:

— Du antwortest mir gar nicht? . . . Oh, was geht denn mit Dir vor? Hast Du mich betrogen? Verleugnest Du Deine Versprechungen? . . . So sprich doch! . . .

Und die Unglückliche trachtete ihrem Liebhaber in die Augen zu schauen, um seine Gedanken zu errathen.

— Höre mich, theure Diane, sagte er. Du mußt Vernunft annehmen. In diesem Augenblicke kann ich nicht heirathen. Du mußt warten . . . Später wollen wir sehen.

Das Mädchen glaubte den Verstand verlieren zu müssen.

— Es ist also wahr, sprach sie. Du bist ein Feigling! Du willst mich in dem Zustande verlassen, in dem ich mich befinde? Du weißt es: ich besitze Briefe von Dir, in welchen Du mir versprachst, mein Mann zu werden . . . Ich hätte mich Dir nie ergeben, wenn ich nicht gedacht hätte, Deine Gattin zu werden . . . Du bist ein erbärmlicher Wicht!

— Diane, schweig!

— Was willst Du mit mir anfangen? Entehrt, ohne Hilfsmittel, ohne Brod und Obdach siehe ich da . . . ich bin Dein Weib . . . wenn Du mich verlässest, so ist das der Tod für mich und unser Kind . . . Ich habe nichts mehr zu sagen . . . An Dir ist die Reihe zu reden.

Das Mädchen schwieg und wartete mit erschreckender Ruhe.

— Ich sagte Dir's ja: geh' zu Deinem Vater . . .

— Wenn ich den Muth finde, vor ihm zu erscheinen, so wird es nur geschehen, um ihn zu bitten, daß er mich räche. Sei gewarnt!

— Diane! ich versichere Dir . . . in einigen Tagen . . .

— Ha, Du bist ein Clender! . . .

Mehr vermochte sie nicht zu sagen.

Gebrochen von dem furchtbaren Schmerze, der über sie gekommen, ward sie leichenfahl; ihre Augen schlossen sich und sie sank bewußtlos auf das Straßenpflaster hin.

Justin that einige Schritte, wie um Hilfe zu rufen; da er aber sah, daß er von Niemandem bemerkt worden, kam ihm der Gedanke, seinen Weg fortzusetzen.

Und der Erbärmliche mengte sich ganz einfach unter die Spaziergänger.

Ohne auch nur zurückzublicken, schritt er die Boulevards hinauf und hielt erst vor der Thüre des Kaffeehauses an, welches sein Bruder ihm bezeichnet hatte.

— Bah, sagte er sich, sie wird sich schon helfen; die Weiber helfen sich aus diesen kleinen Zwischenfällen immer heraus . . . Aber ich werde gut thun, meine Wohnung zu wechseln.

Und er trat ins Kaffeehaus.

(Fortsetzung folgt.)